

## Die Jute bleibt doch

Keine Sanierung des Block Beuys

Die Entscheidung über das zukünftige Erscheinungsbild des weltberühmten „Block Beuys“ im Hessischen Landesmuseum Darmstadt (F.A.Z. vom 26. Februar) wird verschoben. Das teilte dessen Direktorin Ina Busch jetzt mit. Sie werde den Block Beuys zunächst nicht in die Sanierung des Museums einbeziehen, um weitere Gutachten abzuwarten, sagte sie am Ende einer anderthalbtägigen Anhörung, bei der zweieinhalbzig prominente Beuys-Anhänger und -Exegenen sehr widersprüchliche Meinungen vortrugen. Die einen plädierten dringend dafür, die alte, braun gewordene Ju-tebespannung und den Teppichboden in den Räumen zu belassen, da beide zum Gesamtkunstwerk des Block Beuys gehören. Die anderen sprachen sich für eine behutsame Erneuerung dieser Textilien aus. Als drittes Votum war zu hören, die Wände sollten weiß getüncht, der Teppichboden durch Parkett oder Estrich ersetzt werden: Genau das aber hatte Ina Busch bereits auf einer Podiumsdiskussion 2006 als ihren festen und alsbald heftig umstrittenen Beschluss verkündet, den sie nun aber offensichtlich überdenkt. kcd.

## Glaspalast

Neuer Chef der Sammlung Henrich

Der Kunsthistoriker Dedo von Kerssenbrock-Krosigk wird neuer Leiter des Glasmuseums Henrich in Düsseldorf. Der einundvierzigjährige Wissenschaftler, der seit 2004 als Kurator für europäisches Glas am Corning Museum of Glass im Staat New York arbeitet, tritt im August die Nachfolge von Helmut Riecke an, der nach 38 Jahren in den Ruhestand geht. Kerssenbrock-Krosigk hat in Bonn Kunstgeschichte, Geschichte und Klassische Archäologie studiert und wurde 1998 mit einer Arbeit über „Rubinglas des ausgehenden 17. und 18. Jahrhunderts“ promoviert. Die Einrichtung, die mehr als elftausend Gläser aller Epochen umfasst, ist Teil der Stiftung „museum kunst palast“ und aus der Sammlung des Düsseldorfer Architekten Helmut Henrich hervorgegangen. aro.

## Altern unbezahlbar

Rinke-Sprachpreis für Anonymus

Der anonyme Autor des Buches „Wohin mit Vater?“ erhält den mit zehntausend Euro dotierten Sprachpreis der Rinke-Stiftung. Stilsicher und differenziert werde in diesem Buch „die Hilflosigkeit aller Generationen und Institutionen einer immer älter werdenden Gesellschaft“ thematisiert. Auf diese Weise gelinge es, Leser für dieses oft verdrängte Thema zu interessieren, heißt es in der Begründung. Der Autor, ein Journalist, bleibt anonym, um sich vor einer möglichen Strafverfolgung aufgrund seiner beschriebenen Handlungen zu schützen. Den Preis nimmt am 28. April der Programmleiter des S. Fischer Verlags, Peter Sillem, entgegen. F.A.Z.

## Hodler wieder da

Gestohlenes Gemälde aufgefunden  
Das angeblich gestohlene Gemälde „Kahle Kastanienbäume im Tessin“ des Malers Ferdinand Hodler ist wieder aufgetaucht. Das Bild wurde im Archiv der Besitzerfamilie entdeckt. Wie das Bild ins Depot der Familienstiftung in Winterthur kam, wo es kurz nach dem Fahndungsauftrag der Polizei vergangene Woche wieder aufgefunden wurde, ist unklar. F.A.Z.

## Berliner Zukunft

Philharmoniker verhandeln

Während die künstlerischen Geschick des berühmten Opernfestivals in Bayreuth neuerdings von Politikern gelehrt werden, verhandeln die Mitglieder des berühmten Berliner Philharmonischen Orchesters wie eh und je automatisch darüber, wer der zukünftige Leiter sein soll. Zum ersten Mal in der Orchestergeschichte geschieht dies nur zu einem Zeitpunkt, da der aktuelle Chefdirigent noch im Amt ist. Im kommenden Jahr soll entschieden werden, ob Simon Rattles Vertrag als Chefdirigent über das Jahr 2012 hinaus verlängert wird. „Wir befinden uns in einem gemeinsamen Prozess“, orakelte der Örchestervorstand Peter Riegelbauer bei der Programmvorstellung der nächsten Spielzeit. Sein Hinweis, man wolle „vor allem über künstlerische Aspekte sprechen – und die könnten anderes aussagen als jetzt“, scheint die Gerüchte über eine Unzufriedenheit des Orchesters mit seinem medienwirksam agierenden Leiter zu bestätigen. Seit Rattles Amtszeit rückte, was mit dem Zauberwort „Education“ assoziiert werden kann, in den Mittelpunkt. Rattle selber bezeichnete seine Vertragsverlängerung als „eine Sache von Verhandlungen“. Die Philharmoniker-Intendantin Pamela Rosenberg, die Rattles „Musik für alle“-Kurs erfindungsreich unterstützt hat, wird sich definitiv nicht länger als bis ins Jahr 2010 an ihren aufreibenden Posten binden. Dann möchte sich ganz den sozialen und bildungsprojekten widmen. An erster Stelle steht für sie das musikpädagogische Engagement an Kindergärten. spin

## Fair geht vor

Verdi warnt vor Pseudoverlagen

Die Erklärung war noch nicht veröffentlicht, da hatten einige Unterzeichner schon eine Unterlassungsaufforderung auf dem Tisch. Man kämpft mit harten Bandagen im Verlagswesen, zumindest auf dem Sektor, auf den deutschsprachigen Autorenverbänden am Welttag des Buches das Augenmerk lenkten. Sehen sie sich doch immer öfter, wie sie betonen, „mit Problemen“ konfrontiert, die aus der Zusammenarbeit mit „Druckkostenzuschussverlagen“ entstehen: Diese traten gerne als Verlage im üblichen Sinn auf und stellten ihre von Autoren zu bezahlenden Dienstleistungen oft als branchenübliche Verlagsarbeit dar. Gerau junge, unerfahrene Autoren würden von ihnen „zu kostenpflichtigen Veröffentlichungen angeworben, für die bis zu fünfstelligen Beträge verlangt werden.“

Als die „Fairlag-Erklärung“ gestern im Kölner Verdi-Haus vorgestellt wurde, hatte „Altverleger Dr. v. Hänsel-Hohenhausen“, bis 2003 Vorstandsvorsitzender der Frankfurter Verlagsgruppe Holding AG, auf die „geheime“ (!) Aktion bereits mit einer elfseitigen „Denkschrift“ reagiert. Darin wirft er den Verbänden vor, „sich mit ihren Forderungen von Ausgrenzung und Zensur in den geistigen Strom der Autorenverfolgung der Zeit des Nationalsozialismus und des Kommunismus“ zu stellen. Nach der Pressekonferenz verteilte ein Teilnehmer vor der Tür eine Pressemitteilung, in der beagter „Altverleger, der 3000 Autoren seiner Verlagshäuser vertritt“, erklärt, es handle sich „um einen Fall systematischer Diskriminierung von Autoren, wie es seit den Zeiten der DDR nicht mehr gegeben habe“. Wer mit solchen Vergleichen die Verbrechen des Totalitarismus verharmlost, darf sich nicht wundern, wenn vor ihm gewarnt wird. aro.



Johnny Griffin beim North Sea Jazz Festival 2007 in Rotterdam Foto ANP

## Ansteckendes Pfeifen aus dem Sax

Wer wissen will, was Power im Jazz bedeutet, der muss sich die Live-Aufnahme von Johnny Griffin mit seinem Quartett beim Jazz Festival in Antibes aus dem Jahr 1980 anhören. Viele haben aus „Autumn Leaves“, dem existentialistischen Nachkriegs-Chanson von Joseph Kosma, eine wehmütig hingehauchte Jazz-Ballade gemacht. Für den Tenorsaxophonisten Johnny Griffin war es eine Aufforderung zum Frontalangriff auf jegliche Form von Depression. So ist noch kein Jazzimprovisor durch die Moll-Kadenzen des Stückes gerast, so hat kaum jemand die Gespenster des Cooljazz zur Ruhe gebettet. Johnny Griffin war stets ein Kraftpaket auf seinem Instrument, und selbst in getragenen Stücken spürt man noch etwas von der Energie eines bekennenden Bop-Protagonisten, der in die harte Schule von Art Blakeys Jazz Messengers gegangen ist und mit Blues-Giganten wie T-Bone Walker zusammengespielt hat, um sich die nötige Ausdauer für intensive Jazz-Schlachten zu holen. Eine davon trägt den bezeichnenden Titel „Tough Tenors“ und wurde zwischen Griffin und seinem Seelenbruder Eddie Lockjaw Davis ausgetragen. Aber wer da wen unter den Tisch gespielt hat, stand nie zur Diskussion.

Johnny Griffin ist in der Blues-Atmosphäre von Chicago groß geworden, hat seinen Lehrgeld in New York bei Thelonio-

us Monk, Bud Powell und anderen Jazz-Revolutionären bezahlt, wurde schließlich zum Star in den Jazzclubs von Paris, wo er sich seit den sechziger Jahren vornehmlich herumtrieb und lange zu den herausragenden Solisten der Clarke-Boland Big Band gehörte. In Deutschland war er ebenfalls häufig zu erleben, vor ein paar Jahren auch bei der Jazz Baltica in Salzau, wo er den erkrankten Lee Konitz grandios vertrat. Da muss er wohl auch Peter Rümkorf begegnet sein, der ihm eines seiner musikalischen Gedichte – „Ansteckendes Pfeifen“ – widmete und damit zugleich auch den Zweifel ausräumte, den er an den Anfang seiner lyrischen Hommage gestellt hat: „Heute morgen mich plötzlich wieder mal / auf der Straße pfeifen gehört, / einfach so Johnny Griffin /, Wading in the Water“, doch kein schlechtes Zeichen. Ob es länger reicht als für den Tag, schwer zu sagen.“

In den Annalen der Jazzgeschichte hat Johnny Griffin, der heute achtzig wird, längst seinen Platz neben anderen Giganten des Saxophons wie Lester Young, John Coltrane und Dexter Gordon – auch wenn er nie zu den Bilsdurstümern gehörte. Seine Welt war stets der vorwärtsdrängende Hardbop mit viel Blues und Soul. Und davon können sich viele aus der unüberhörbaren Phalanx nostalgischer Neo-Bebopper noch immer ein Scheibchen abschneiden. WOLFGANG SANDNER

## Am liebsten umsonst

Warten auf Fördergelder lohnt sich nicht.  
In Hamburg erwacht die Neue Musik ganz unabhängig zum Leben. Das Festival „Blurred Edges“ beweist es.

**H**amburg ist nicht gerade bekannt für seine Neue-Musik-Szene. Dass diese Szene aber sehr wohl existiert und zudem recht vital ist, zeigt das Festival „Blurred Edges“. Ins Leben gerufen wurde es vom „Verband für aktuelle Musik in Hamburg“ (VAMH), der im Jahr 2004 als Reaktion auf die Sparmaßnahmen der Stadt entstand. „Die Förderung der freien Musikszene Hamburg ist im Prinzip aufgegeben“, hatte der Musikreferent der Kulturbörde, Helmut Tschache, im Jahr zuvor gesagt. Die Gelder für freie Musikprojekte wurden fast ausnahmslos gestrichen und bis heute nicht wieder aufgestockt. Standen den neunziger Jahren noch 550 000 Mark Projektmittel für die freie E-Musik zur Verfügung, so sind es nach Angaben des VAMH im Jahr 2008 nur noch 50 000 Euro – und davon wiederum geht nur ein Bruchteil an die Neue Musik. Die Hansestadt werde zur kulturellen Provinz verkommen, lautete die Befürchtung der Künstler und Veranstalter. Besonders um den Stand der Neuen Musik machte man sich Sorgen – zu Recht, wie sich zeigen sollte. „Viele Musiker wie der Improvisationskünstler Burkhardt Beins oder das Ensemble „La pour la“ haben Hamburg inzwischen verlassen und sind anderswo bekannt“, bedauert Heiner Metzger, Gründungsmitglied des VAMH. Die Künstler, die geblieben sind, klagen über schlechte Infrastruktur und mangelnde Räumlichkeiten.

Immerhin haben sie nun mit dem Verband eine Lobby, die zusehends stärker wird. „Wir werden endlich auch von der Stadt wahrgenommen“, so die Komponistin und Klangkünstlerin Dodo Schielein, die den VAMH mitbegründete. Mit dem Festival „Blurred Edges“, das nun bereits im dritten Jahr vor allem ansässigen Künstlern ein Forum bietet, kommt merklich Bewegung in das Musikleben Hamburgs. Trotz des geringen Budgets – der Deutsche Musikrat stellte 5000 Euro zur Verfügung – stehen in diesem Jahr immerhin fünfzig Konzerte auf dem Programm. Auch muss das Festival trotz fehlender Mittel auf bekannte Protagonisten nicht verzichten. „Wir haben das Glück, dass viele Künstler für uns sogar umsonst spielen“, sagt Schielein. Mit Christian Wolff konnte der einzige noch lebende Komponist der amerikanischen Künstlergruppe um John Cage für mehrere Veranstaltungen

gen in der Altonaer Christianskirche gewonnen werden. Hier präsentierte er sein neues Stück „Metal and Breath“ mit dem Ensemble TonArt und gemeinsam mit John Tilbury Werke für Klavier.

Die Besonderheit des Festivals sind aber nicht die auswärtigen Künstler, sondern die Einsichten in die vitale, aber sonst versteckte Hamburger Alltagskultur, die hier verdichtet wiedergegeben wird. „Blurred Edges“ kommt dabei ohne künstlerische Leitung aus. „Der Verband für Neue Musik ist nicht Kurator, sondern Koordinator“, so der Improvisationskünstler Metzger. Als Organisationsbasis dient die ihrem Wesen nach demokratische und billige Struktur des Internets. Die Veranstalter sind für ihre Konzerte selbst verantwortlich und richten diese in Kirchen, Ateliers, Theatern und vor allem Clubs überall in der Stadt aus. Dabei öffnet sich das Festival auch für die U-Musik und vereint komponierte Musik, Improvisation und Elektronik mit Avantgarde-Rock, Punkkonzerten und DJing. Wie der Titel schon sagt, verschwimmen bei „Blurred Edges“ die Ränder der zeitgenössischen Musik, fließen die Genres ineinander.

In der „Astra-Stube“, einem kleinen, angesagten Club unter einer S-Bahn-Brücke, wird sonst überwiegend Rockmusik gespielt. Im Rahmen des Festivals traf hier die neue, elektronische Musik von Malte Steiner alias „Notstandskomitee“ auf eine kanadische Band, die sich mit ihrer experimentellen Popmusik weit abseits von der E-Musik bewegt. In der verschwitzten Atmosphäre des winzigen Konzertraumes animierte „Trike“ mit ihrer wahnwitzigen Bühnenshow das Publikum sogar zum Tanzen. Durch Veranstaltungen wie diese, in denen verschiedene Sparten gleichberechtigt nebeneinanderstehen, erreicht das Festival auch ein Publikum, das sonst den Kontakt zur E-Musik scheut – sie nun aber in ihren vertrauten Clubs und in Verbin-

dung mit Bands aus der Rock- und Popmusik begeistert aufnimmt.

Die Konzertreihe, die Michael Petermann mit seinem Künstlerverband „Weißer Rausch“ präsentiert, entspricht durchaus den Erwartungen an Neue-Musik-Veranstaltungen. Ungewöhnlich ist allerdings der Ort: ein riesiger Bunker an der Hamburger Feldstraße. Schlecht beleuchtete Gänge führen zu dem Atelier im vierten Stock, in dem Petermann schon seit einigen Jahren die Reihe „Bunkerrauschen“ ausrichtet. Der Raum ist wider Erwarten hell. Durch die Fenster beobachtet man das Treiben des „Doms“, des großen Hamburger Volksfestes, und sieht die Kabinen des Riesenrads vorbeiziehen. Doch kein Laut dringt durch die meterdicken Wände herein. Stattdessen erklingt Bach. Petermann spielt das Wohltemperierte Klavier auf dem Nachbau eines historischen Cembalos. In Steve Reichs „Electric Counterpoint“ greifen der Klang dieses Instruments und die zuvor eingespielten elektronischen Samplings so stark ineinander, dass sie kaum mehr zu unterscheiden sind. Auch Petermanns zahlreiche Veranstaltungen kommen ohne Unterstützung der Stadt aus. „Ich bemühe mich schon lange nicht mehr um Fördergelder“, sagt Petermann. „Das lohnt sich nicht.“

Festivals für Neue Musik hatten in Hamburg bislang geringe Lebensdauer: Das „Hamburger Musikfest“ fiel ebenso dem Rotstift zum Opfer wie das „Real Time Music Meeting“ für improvisierte Musik. Das „Ausklang Festival“ in der „Hörbar“ ist ohne den früheren Zuschuss geschrumpft. Diesem Schicksal will „Blurred Edges“ durch seine dezentrale Struktur entgehen. Außerdem kann es auf Gelder des neu geschaffenen bundesweiten „Netzwerks Neue Musik“ hoffen. Sein Fortbestand ist zu wünschen, ist doch Beweis für die Vielfalt und Lebendigkeit der freien Hamburger Musikszene. ANNIKA MÜLLER



Malte Steiner bringt neue Musik in Hamburgs Nachtleben. Foto VAMH

## Thekenflirt mit ganz Amerika

Von Franz Liszt bis George Clooney: Stars, Hits, Bestenlisten und Kulturjeremiaden

Franz Liszt ist schuld. Hätte er sich 1839 nicht an den Flügel gesetzt, um ganz allein einen Klavierabend zu bestreiten und so mit den Geplogenheiten eines bunt gemischten Programms zu brechen, wäre heute niemand versucht, über die erstarrte Tradition des klassischen Solorecitals zu klagen – eine Tradition, für die Terry Teachout selbst in der unerbittlich kulturskeptischen Zeitschrift „Commentary“ keine Lanze mehr zu brechen wagt.

Was ist in den vergangenen 169 Jahren schieflgelaufen? Teachout, der sich auf die von Kenneth Hamilton in dem Buch „After the Golden Age: Romantic Pianism and Modern Performance“ zusammengetragenen Erkenntnisse stützt, sehnt sich nach Konzerten, wie sie einmal waren, nämlich weniger zugeknöpft, viel improvisatorischer und vor allem „populistischer im Tonfall“. Sicher hat er recht, wenn er den Wandel im Konzertleben von der künstlerischen Nonchalanz zum strengen Künstlertum mit den stilistischen und interpretatorischen Veränderungen der Darbietung verknüpft. Pianisten des Goldenen Zeitalters, also Mitte des neunzehnten Jahrhunderts geborene Virtuosen wie Josef Hofmann, Vladimir de Pachmann, Ignace Jan Paderewski und Moriz Rosenthal, hätten nur wenig mit ihren heutigen Kollegen gemein.

Teachout verklärt nun keineswegs eine Spielpraxis, die vielleicht nicht ohne Grund das Zeitliche gesegnet hat. Er begeistert sich über die „heute unbekannte rhythmisches Elastizität“ der Altmeister, über ihr ungewöhnlich flexibles Rubato und ihr „asynchrones Spiel“, das jetzt bei jedem Klavierschüler als „Nachklappen“, als unstatthaftes Auseinanderdriften von rechter und linker Hand, getadet würde. Die vielen falschen Noten, die oft auf ihren Einspielen zu hören sind, nimmt er angesichts ihrer Bravour und Spontaneität gern in Kauf. Und da die Pianistenstars auch komponierten, fiel es ihnen leicht, Übergänge zwischen Stücken zu improvisieren oder mit Paraphrasen auf Themen und Werke von Kollegen aufzutreten. Das Publikum dankte ihnen mit Applaus und Zurufen nicht nur zwischen den Sätzen einer Sonate, sondern auch für eine besonders gelungene Passage.

Darum marsch, marsch zurück ins fröhliche neunzehnte Konzertjahrhundert? „Etwas weniger Ehrerbietung und etwas mehr Unterhaltung würden uns heute nicht schaden“, schreibt Hamilton. Das geht Teachout dann doch zu weit. Er mag

nicht in einer Musikkultur leben, in der kein Platz mehr ist für die Seriosität eines Arthur Schnabel. Aber ausschließlich Recitals à la Schnabel will er auch nicht vorgesetzt bekommen: „Es ist möglich, Schnabel und Horowitz zu bewundern, Dinu Lipatti und Rosenthal, Murray Perahia und Glenn Gould.“ Herzhaft zugestimmt sei ihm, aber eine Lösung des Recital-Problems taugt seine Sowohl-als-

### Blick in amerikanische Zeitschriften



Believer, April 165 East 56th Street, New York, NY 10022

The New Yorker, 14. April, 4 Times Square, New York, NY 10036

Commentary, April, 165 East 56th Street, New York, NY 10022

New York Magazine, 14. April, 75 Varick Street, New York, NY 10013

auch-Erkenntnis bloß bedingt. Was die ganze Tragweite des Dilemmas aufscheinen lässt.

Um Ruhm und Ausstrahlung eines Liszt in einer aktuellen Version zu erleben, müssten wir den Konzertsaal verlassen und ins Kino gehen, zum Beispiel, wenn ein Film mit George Clooney Galapremiere hat. Clooney sei, wie Ian Parker sich im „New Yorker“ auf zehn Seiten bewusst, clever, selbstironisch und überhaupt ungewöhnlich, weil er mit seiner Berühmtheit locker zurechtkomme. Als „America’s national flirt“, nebenbei bekannt auch als linksstaliger Aktivist und Freund von Barack Obama, sei er zu einem Kaiser von Hollywood aufgestiegen. „Er ist der Kerl am Ende der Bartheke, der auf einer Skala, die von James Stewart bis Jack Nicholson reicht, mit seiner

höflichen Filouhaftigkeit eine beneidenswerte Mittelposition einnimmt.“ Noch im schlimmsten Pressegemüll, schwärmt Parker weiter, behalte Clooney seine Seele fest im Griff. Auch wenn er in einer Wohltätigkeitsveranstaltung einen Kuss für dreihundertfünftausend Dollar versteigere, werde er doch von einem inneren Regisseur geleitet. Wir aber dürfen uns auf den äußeren Regisseur freuen. Regieführer, erfährt Parker von Clooney, behage ihm tausendmal mehr als die Schauspielerei. Da wäre ihm die ganz dem Film gewidmete Ausgabe des „Believer“ zu empfehlen, in der sich Werner Herzog ausführlich mit dem Dokumentarfilmer Errol Morris unterhält. „Wenn alles genau geplant wäre“, sagt ihm Morris, „wäre es furchtbar. Wenn alles ungeplant wäre, wäre es ebenso furchtbar.“ Auch was der slowenische Kulturredakteur, Psychoanalytiker und Philosoph Slavoj Žižek verkündet, könnte dem Regisseur Clooney womöglich weiterhelfen. „Filmkunst“, erklärt er in dem von Sophie Fiennes aufbereiteten Filmvortrag „The Pervert’s Guide to Cinema“, ist die ultimative Kunst des Perversen. Sie gibt dir nicht, wonach du begehrst, sie sagt dir, was du begehrst sollst.“ Das könnte heutzutage eine üble Drohung sein, wie bei Erik Lundegaard nachzulesen ist, der die zehn Kasenhits unserer Tage mit ihren fünfzig Jahren alten Vorgängern vergleicht. Das Ergebnis ist von Kulturredaktionskritisismus nicht frei. Die Hitliste von heute kommt Lundegaard wie die Speisekarte bei McDonald’s vor. Zwei einigermaßen „gesunde“ Gerichte kann er erkennen, aber: „Alles sonst ist zum Wegwerfen, infantil, flegelhaft.“ Sein Resümee: „Hollywood hat im Jahr 1958 noch versucht, uns zu zeigen, wie groß die Welt ist, aber diese jüngsten Filme fühlen sich verkümmt an.“

Auch das „New York Magazine“ blickt vor allem zurück. Der „New York Canon 1968 – 2008“ soll keine Bestenliste sein, wohl aber die Werke umfassen, die unverkennbar „New York“ seien, auch wenn sie sonst nichts „Best of“-artiges an sich hät